**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 23 (1919-1920)

Heft: 7

Nachruf: Adolf Frey †

Autor: Zollinger, Max

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

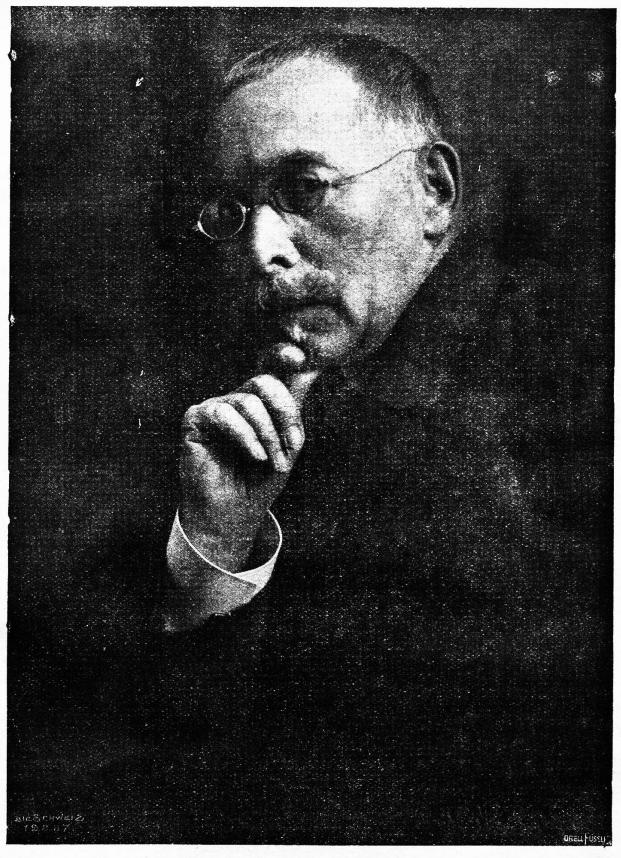
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Wwe Frey

184

## Adolf Frey. †

Von Max Zollinger.

Um frühen Morgen des 12. Februar ist in seinem Heim am Zürichberg Adolf Fren entschlafen. Dankbare Freunde und Schüler wollten den Fünfundsechzigjährigen am 18. Februar mit der eigenartigsten Festschrift über= raschen, die je den Geburtstagstisch eines akademischen Lehrers zierte; nun zeugt das Gedenkbuch, dessen 400 Seiten Gelehrte, Lehrer und Künstler dank= bar füllten, für die starke und vielseitig anregende Wirkung, die von der Persönlichkeit des Nimmermüden ausgegangen ist. Denn nicht allein Jünger der Literatur= und Sprachwissenschaft, auch Kunstfreunde ohne jeden wis= senschaftlichen Ehrgeiz und vor allem auch wirkliche und werdende Dichter saßen zu seinen Füßen, und auf ihnen ruhte sein Auge mit besonderem Wohlgefallen, wenn er, eindringlich und behutsam Wort an Wort fügend, seine Zuhörer musterte. Nicht als ein Wissender allein trat er vor seine Schüler und — in seinen Büchern — vor die Öffentlichkeit; als ein Schaf= fender, ein Künstler vom Wirbel bis zur Zeh bewährte er sich auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten: den Büchern über die Maler Arnold Böcklin und Rudolf Koller, in dem prachtvoll lebendigen Bildnis Conrad Ferdinand Meners, der ihn selbst zu seinem Biographen eingesetzt hatte, und in dem schlanken Bändchen, das aus eigener unverblaßter Erinnerung die Züge des alt=Staatsschreibers Gottfried Keller meisterhaft festhält. Das Ohr, das den Rhythmus und den Klang des beschwingten Verses zu erlauschen ver= stand, horchte nicht minder sorgsam auf den Tonfall der alltäglichen Rede, und dem im Lesen und Deuten von Poetenhandschriften geübten Auge ent= ging weder die aufquellende Träne, noch das Lippengekräusel vergnügten Behagens. Was der Forscher schrieb, das war erlebt, nicht bloß erlernt, und es war gestaltet, gestaltet mit dem andächtigen Fleiß des Künstlers, der den Meißel nicht aus der Hand legt, bis sich der tote Stein in das Sinnbild des Lebens verwandelt hat.

Denn das bestimmt die Bedeutung seines Lebenswerkes, daß der Dichter den Forscher auf Höhen führte, die dem Nur-Gelehrten unzugänglich bleiben, ohne daß der Professor dem Dichter die Arbeit verdarb. Er wußte und bekannte, daß er im Kern seines Wesens Künstler war; und wenn er auch die wissenschaftliche Tätigkeit nicht als harte Fron eurpfand, war ihm doch das künstlerische Schaffen höchste Berufung und tiefster Lebensgenuß. Sein Verantwortlichkeitsgefühl zwang und befähigte ihn dazu, unter allen Umständen und ohne jedes Zugeständnis an Geschmack und Unterhaltungsbedürfnis des Publikums sich selbst treu zu bleiben, trotzem er sah, daß er die Menge nicht zu zwingen vermochte. Widrige Umstände, die mit Kunst

nichts zu schaffen hatten, entzogen seine Festspiele zur Bundesseier 1891 und zur Keier des Eintrittes von Zürich in den Bund der Eidgenossen 1901 ihrer Bestimmung, und seine beiden Romane "Die Jungfervon Wattenwil" und "Bernhard Hirzel" gewinnen das Interesse des Lesers weniger durch die nie versagenden Mittel der Spannung und der Rührung als durch die erlesenste Kunst der Charakteristik, die sich an den biographi= schen Arbeiten des Forschers geschult hatte, durch eine gepflegte, Wort für Wort wägende Sprache von durchaus eigenem Schritt und Klang und durch die farbige, aber nie in breite Schilderei ausartende Darstellung der Natur, die das Verlangen nach Gedichten weckt. In der Geschichte des Pfarrers Bernhard Hirzel, der die Zürcher Bauern 1839 zum Sturm gegen die liberale Regierung führte, später aber im Elend verkam, ist es dem Erzähler wohl nicht völlig gelungen, ein tieferes Verhältnis zwischen dem Leser und dem Helden des Romans herzustellen; die Jungfer Katherine von Wattenwil da= gegen begleiten wir mit herzlicher Teilnahme auf ihrem weiten Leidensweg vom Schlößchen des Vaters in die dürftige Landpfarre und durch Kerker und Kolterkammer in 3 Haus der Bündner Freundin, das der körperlich Gebroche= nen ein Obdach und nach der Verbindung ihres Sohnes mit der Tochter der ehemaligen Gegnerin ein wehmütiges Feierabendglück gewährt. Jedes der zwanzig Kapitel birgt Bilder und Stimmungen, die in der Erinnerung haften wie z. B. der Ritt des gepanzerten Herrn Gabriel von Wattenwil mit dem jauchzenden Töchterchen unter den blühenden Apfelbäumen hindurch, das nächtliche Abenteuer der tapferen Jungfer im Beinhaus, oder das öffentliche Gericht über die Spionin wider Willen, die ihr Leben keinem der erbärmlichen Freier danken mag, endlich aber durch die Fürbitte der Verwand= ten dennoch Gnade findet.

In ihrer ganzen Fülle und Tiefe aber wirkt sich Adolf Freys künstlerissche Persönlichkeit in seinen Gedicht en aus. Wit den "Liedern eines Freiharstbuben" aus den Burgunderkriegen gewann der Student das Verstrauen Meyers und Kellers; einen neuen — fünsten — Gedichtband rüstete er, als ihn der Tod abrief. Und die Gedichte vor allem bestimmen seinen Platz in der Literatur der deutschen Schweiz: denn während der Spielmann den Erzähler Keller nur auf einem Rebenpfad begleitete und der Lyriker Meyer sein Inneres nur schwer im Liede zu lösen vermochte, verlangte Adolf Freys Natur gebieterisch nach dem Vers. In den Gedichten strömt sie ihren Keichtum aus: ihre herbe Männlichkeit, ihre herzliche Güte, ihre danks dare Liede zur schönen Welt und ihren schattigen Ernst, die "tiese Grundstrauer", ohne die es, wie Keller bekennt, keine rechte Freude gibt:

Wenn mein Herz beginnt zu klingen Und den Tönen löst die Schwingen, Schweben vor mir her und wieder Bleiche Wonnen, unvergessen, Und die Schatten von Zypressen — Dunkel klingen meine Lieder!

Dunkel, aber nicht finster oder lebensmüd. Die Träne des Weltschmerzes löst sich nie von der Wimper, und auch die weiche Wehmut verflüchtigt sich nie in weichliche Gefühlsseligkeit:

## Abschied.

Nun ist die Scheidestunde da,
Das Worgenrot rückt schon ins Land,
Die Mutter küßt mich tränenseucht,
Der Vater beut mir still die Hand.
Der Vater beut mir still die Hand.
Der letzte Gruß mir noch im Ohr.

Und auf der Heimat fernstem Pfad Tönt hinter mir ein leiser Schritt, Es faßt mich schmeichelnd bei der Hand — "Ich bin das Heimweh, nimm mich mit!"

Sehnsucht, Heimweh, verhaltenes Leid ziehen die dunkeln Fäden durch das farbige Gewebe der Gedichte "Dußund und erm Rafe" (Vorsdach), die auch den Zweifler davon überzeugen, daß die Mundart weit mehr auszudrücken vermag als kindliche Freuden und Kümmernisse und den vergnüglichen Gleichtakt des von keiner ernsten Sorge behelligten Philisterherzens:

## Regenbogen.

E Kägeboge glänzt,

Wo bis uf d'Aerde goht — Wer find no Büebli gfi —

Dem wird e Wunsch erfüllt,

Wo gschwind der Schueh abzieht

Und stüber schueh abzieht

Wis Cspönsli wirft si Schueh

Und drüber schueh

De Rägeboge schwint, Und i stoh trurig do; I bi halt barfueß gsi Und ohne Glück — es goht Mer hüt no noh.

Dunkel klingen die Lieder in der schönen, weichen Mundart des Aargau, und tiese Schatten lagen über der Jugend des Dichters. Nach dem frühen Tod des Vater3, des Aarauer Volksschriftstellers Jakob Fren, teilte sich der älteste Sohn mit den unmündigen Brüdern in die Sorge um Unterhalt und Vildung, und mit der zähen Ausdauer des Tüchtigen, der an seinen Stern glaubt, trug er die Entbehrungen seiner Studienjahre:

Milchweiß aufschäumend schoß des Stromes Flut, Und in uns Jungen gor waghalsig Blut: Im Aranz der Uferweiden saß das Glück Und half uns durch die Wirbel und zurück...

Die Berufung an die Kantonsschule in Aarau erlöste ihn vom Druck der Brotarbeit, und als er nach sechzehn ertragreichen Schuljahren zum or= dentlichen Prosessor an der Universität Zürich aufrückte, füllte ihm Jahr um Jahr die Frucht des wohlbestellten Ackers den Speicher. Die seingebildete Gefährtin hütete treulich seine zarte Gesundheit und die Stille seiner Arsbeitsstube.

Bergan hatte ihn der Weg geführt, den er sich selbst gebahnt, und nun freute er sich des weiten Ausblicks und der frohen Schaffenskraft. Er setzte sich gerne bisweilen in den Schelmenwinkel und beobachtete mit vergnüglichem Behagen das närrische Gewühl der Welt; einen kecken Scherz ließ er gelten, wenn er das menschliche und künstlerische Taktgefühl nicht verletzte. Mit dankbarer Liebe hing er an der Heimat, dem Land und den Menschen, die es trägt. Herrlich spiegeln seine Gedichte das wundervoll mannigfaltige Bild der schweizerischen Landschaft: die Gletscherstürze und Felsgesimse des Hochgebirgs, die Bläue der südlichen Seen, die ziehenden Flüsse und grünen Felderbreiten des Mittellandes mit den im Duft der Ferne verschwimmenden Juraketten. Aus Qualm und Glut der Augustfeuer aber zieht mit sturmzerfetzen Bannern ein Harft geschienter Ahnen hervor, und aus den Tagen, da das Schlachtenungewitter hundertsach durch unser Gründe schnob, klingt das Gelöbnis wehrhafter Treue mahnend und tröstlich in unser Beit herüber:

Es komme, was da mag! Mit Waffen und mit Wehren, Mit Schwerten und mit Speeren Erwarten wir den Tag!

Der Schritt der Kämpfer von Murten und Marignano stampst durch Adolf Frehs Gedichte; wir hören das Kreischen der Querpfeisen, das Kumpeln der großen Trommeln, aber auch das Schluchzen wehen Grams und das helle Gekicher des übermuts. Fren kennt das Zauberwort, das die Welt zum Klingen bringt: Finken und Drosseln bestreuen die Halben mit silbernen Liedersternen; der Sommertag, besteckt mit flackernden Mohnblütenbändern, trägt in der Hand den Käfig voll Vogelschlag; der Wald seufzt schwermütisgen Gesang in die glizernde Racht. Und während das Ohr in der Fülle der Klänge schwelgt, genießt das Auge entzückt die Formen und Farben, die sich, wie es das Grundgesetz der Dichtung erfordert, immer in leise fließende Bewegung lösen: im Winde verrieselnde Blütenblätter umflattern den Dichter wie die Fetzchen des heimlichen Brieselns, das er einst im Wandern zerrissen; auf schwarzem Wolkenschemel kauert die Nacht und "gießt mit leisen Schwüngen unablässig die Regenbecher übers kahle Land"; die Phantasie wirft die goldnen Kugeln singend mit weißen Händen in den Ather.

Die einunddreißig Blumen=Kitornelle — zierliche, gewöhnlich mit der Anrufung einer Blume beginnende Dreizeiler — vertiefen die ans mutige Augenweide zum Gleichnis: Sternglanz und Duft der Nachtviolen! Die müde Brust fühlt Heimwehschauer; Die Träume geh'n auf unhörbaren Sohlen.

Du schauerst, aufgeblühte Rose: Ein Windhauch und ich bin entblättert, So rasch wie Erdenglück und Menschenlose.

Schwermütiger Schein umfremdet dich, Aglei. Du stehst vereinsamt, sinnst und träumst und nickst, Und Falter flügeln scheu an dir vorbei.

Du bist des Herbstes letztes Lächeln, Aster. Der Bogelsang erlosch, der Wald vergrämt sich, Der Bergschrat schmaucht den schnöden Nebelknaster.

Eine seltsam wehmütig-heitere Stimmung geht von diesen kleinen Gedichten aus, die in tändelndem Rhythmus und wahrhaft "durch die Blume" die nachdenklichsten Dinge zu sagen verstehen. Auch diesen Kranz hat die stille Grundtrauer gewunden — "ein Herz voll Harm und Immortellen" erharrt gefaßt den nahenden Winterfrost. Die Inpresse wirft ihren ernsten Schatten in die bunte Welt des Lebens; und vor seiner Kammertür — bekennt der Dichter — schreitet wartend der bleiche Wächter auf und nieder. "Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen". Niklaus Manuel und Hans Holbein haben vor Jahrhunderten den Würger gemalt, wie er die Menschen, hoch und niedrig, jung und alt, reich und arm, gut und bose, mitleidlos un= ter seinen Willen zwingt; Adolf Freys "Totentanz", ohne Zweifel seine stärkste und eigenartigste poetische Leistung und der tiekste Ausdruck seines Wesens, folgt dem Knochenmann auf seinem Beutezug durch die Welt des gegenwärtigen Lebens. Als Säumer, samt seinem struppigen Tier ver= schnaufend, wartet er am Gletscherbach auf den Wanderer; hoch über den stampfenden Schlachthaufen schleift er am geborstnen Fels eine neue Blut= rinne in sein breites Schwert; er folgt, den blaßen Kopf an die Schläfe des am Krankenbett des Bruders wachenden Dichters geneigt, mit spinnbeindür= rem Knochenfinger der Fieberkurve, begleitet den todwunden Feldherrn durch die Lagergassen, den kranken Jugendfreund ins Abendrot, treibt als Zeiger vor den Schützenscheiben tollen Unfug; er kauert zwischen den Laternen der Lokomotive, läßt die Laue auf den Eisenbahnzug niederfahren, sieht mit auf= gestütztem Ellenbogen über die Kirchhofmauer dem alten Totengräber zu, wie er die Shollen gröhlend aus dem schwarzen Grunde hebt, fällt den Forscher, den Maler, tanzt mit seiner Sense im Ringelreihn der Kinder, und lautlos folgen ihm die blassen Scharen der Hunderttausend, die er an einem einzigen Tag entrafft. In Felsenwüsteneien läßt er den Dichter sein eigenes Schickfal schauen:

### Memento.

Auf wüster Alp war ich verirrt im Zwielicht Und nächtigte in öder Schäferhütte. Den Rucksack unter dem Genick entschlief ich Erschöpft und fiebrig in den nassen Kleidern. Wie lang ich schlief, ich weiß es nicht. Mich weckte, So dünkte mich, ein windvertragner Ruf. Ich stieß das angelehnte Türchen auf. Das Mondlicht irrte zwischen Wanderwolken, Und an den Hängen stöberte der Schnee, Die weißen Strähne in der Nachtluft schüttelnd. Vom nahen Trümmerfelde schritten Zwei Gemess'nen Ganges unhörbar und stumm. Der Führer mit bem Gletscherseil und Bergstock Hielt die erloschne Pfeife zwischen spiken Bahnstummeln fest und sah mich schattig an. Jett schüttete der Mond aus Wolkenschlitzen Sein frostig Silberlicht mit einem Male In seine weiten leeren Augengruben Und auf das beinerne Gestell der Kiefer. Der andre Wandrer brehte sich ins Belle: Die Züge waren meine Züge! Schmerz Und unsagbares Weh lag auf dem Antlik. Er sah mich an mit seinen dunklen Augen, Und die Gebärde seiner Hände sprach: "Ich muß hinweg! Vor meiner Zeit hinweg! Er reißt mich fort! Es ist um ich getan!" Der Führer winkte mit gehob'nem Kinn. Dann schritten sie den schwarzen Klüften zu. Ein wehlich Stöhnen klang von Fels und Höh'n Und losch wie das Gewimmer eines Säuglings. Ich harrte fröstelnd in der kalten Hütte, Bis durch die Ritzen des geborstnen Daches Der leichengraue Frühschein niederblickte.

Nun geht er selbst im Zug der Schatten, der als Dichter den Tod so mannhaft bezwungen. Den Leib hat die Krankheit zermürbt, die Flamme verzehrt; was aber der Geist geschaffen, trott den Mächten der Vernichtung.

RECERCIONE CONTRACTOR DE CONTR

# Lösche den Funken, eh' er zur Flamme wird.

Erzählung von Leo Tolftoi.

In einem Dorfe wohnte ein Bauer, der hieß Iwan Schtscherbakow. Er lebte im Wohlstand; er war ein Mann in voller Kraft, der beste Arbeiter im Dorfe und hatte drei Söhnen das Leben gegeben: der eine war verheiratet, der zweite war Bräutigam, der dritte, ein halbwüchsiger Bursche, wußte mit